



**University of
Zurich** UZH

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2017

Kierkegaards Einsicht: Das Prinzip Verzweiflung

Kuenzle, Dominique

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-186834>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Kuenzle, Dominique (2017). Kierkegaards Einsicht: Das Prinzip Verzweiflung. *Philosophie Magazin*, 09:28-32.



Kierkegaards Einsicht: Das Prinzip Verzweiflung

Auf den ersten Blick mag es geradezu paradox erscheinen, dass der tief religiöse Søren Kierkegaard als Gründer des Existenzialismus gilt – einer Haltung und Tradition, die heute oft als Reaktion auf den Tod Gottes verstanden wird. Tatsächlich aber finden sich fast alle Motive und Aussagen, die etwa Sartres Existenzialismus prägen, schon in seinen Schriften

von

DOMINIQUE KUENZLE

In für heutige populärkulturelle Adaptionen des Existenzialismus typischer Weise bedient sich das Drehbuch der bekannten US-Serie „The Sopranos“ bei Aussagen von Nietzsche, Camus und Sartre, um die pubertäre Rebellion zu illustrieren, mit der sich Tony Sopranos Sohn gegen seinen Vater wendet. „Gott ist tot“, verkündet der Teenager Anthony Jr. nun plötzlich, „das Leben ist absurd“ und „ich lasse mich nicht firmen“. Schließlich verrät ihm ein Kumpel beim Baseballtraining, wo das richtig gute Zeug zu holen sei: „Sartre“, meint er, „war ein verdammter Hochstapler. Alles abgeschrieben. Du solltest am Anfang starten. Schau dir mal Kierkegaard an!“

Natürlich ist es kein Zufall, dass Anthony Jr. mit Nietzsche und dem französischen Existenzialismus provoziert: Das Wort vom Tod Gottes eignet sich hervorragend für einen Aufstand gegen den heuchlerischen Mafia-Vater, auch wenn der sich unbeeindruckt zeigt („Even if God is dead, you're still gonna kiss his ass“). Und Sartres wohl eingängigste und verständlichste Erläuterung des existenzialistischen Über-Slogans „Existenz vor Essenz“ beruht auf atheistischen Voraussetzungen: Der Mensch habe kein vorgegebenes Wesen, so Sartre, weil es eben keinen Gott gebe, zu dem der Mensch sich so verhalte wie ein Gebäude zu seinem Architekten. Kein Planer, Designer und Schöpfer – keine Idee, keine Essenz. Keine Vor-

Foto: akg-images

gaben, keine Orientierung, keine Moral. Eine verwirrte Kreatur in einer leeren, düsteren Welt, geprägt von Angst und Verzweiflung angesichts ihrer überwältigenden Freiheit und der damit einhergehenden erdrückenden Verantwortung.

Wenn wir davon ausgehen, dass dieses Bündel von Ideen und Motiven tatsächlich zumindest einiges von dem erfasst, was wir heute als „existenzialistisch“ beschreiben, so mutet es geradezu paradox an, dass der Gründer des Existenzialismus ein tief christlicher Denker ist. Wie wurde ausgerechnet der dänische Philosoph Søren Kierkegaard, der zeit seines Lebens um echten christlichen Glauben kämpfte, zum Begründer einer Tradition, die erst in ihrer atheistischen Form auch außerhalb der Philosophie einflussreich und berühmt wurde?

Kierkegaard wurde 1813 in Kopenhagen als jüngstes von sieben Kindern eines wohlhabenden Textilkaufmanns und dessen zweiter Gattin, Ane Lund Kierkegaard, geboren. Der Haushalt war geprägt von einem überaus ernsten, düsteren Luthertum. Der Vater, den Kierkegaard in seinen Tagebüchern einen „depressiven alten Mann“ nannte, lebte in der festen Überzeugung, dass er als Folge einer mysteriösen, tiefen Schuld dazu verflucht sei, alle seine sieben Kinder zu überleben. Trotzdem studierte sein Jüngster recht gemütlich Theologie, spazierte stundenlang kreuz und quer durch Kopenhagen, nervte Passanten mit spontanen sokratischen Kreuzverhören und begann seine ausgesprochen intensive und erfolgreiche Publikationstätigkeit erst 1843 nach einer viel diskutierten persönlichen Krise, der Ver- und Entlobung mit Regine Olsen.

Nun publiziert Kierkegaard in rascher Folge ein Meisterwerk nach dem andern: „Entweder – Oder“, „Die Wiederholung“, „Furcht und Zittern“ (alle 1843), „Der Begriff der Angst“ (1844), die „Unwissenschaftliche Nachschrift“ (1846), „Krankheit zum Tode“ (1849). Alle diese Werke erscheinen pseudonym, fiktiven Autoren und Herausgebern zugeschrieben, die jeweils Profile und klar erkennbare Perspektiven erhalten. Dank dieses Spiels mit Autorschaft, der ständigen Reflexion auf die Beziehung zur



Søren Kierkegaard, skizziert von seinem Cousin Niels Christian Kierkegaard, um 1840

Leserschaft sowie vielfältigen literarischen und philosophischen Schreibstilen, wirkt Kierkegaard außerordentlich faszinierend und vielschichtig, entzieht sich aber auch der Pflicht zur Konsistenz. Eine konventionelle argumentative Rekonstruktion „seines Existenzialismus“, wie sie im Folgenden gewagt werden soll, ist deshalb nur dann legitim, wenn wir uns dieser komplexen textuellen Situation bewusst bleiben.

DAS UNGLÜCK DES MODERNEN LEBENS

Ein guter Ausgangspunkt für eine solche Rekonstruktion ist Kierkegaards Tendenz, unsere modernen Einstellungen und Lebensführungen in Kategorien einzuteilen. Auf seinen Spaziergängen durch Kopenhagen beobachtet und erfragt Kierkegaard zunächst, wie seine Mitbürgerinnen und Mitbürger ticken: Die Hedonisten jagen Luxus, Spaß und Vergnügen nach, die Ästhetikerinnen erfreuen sich an Geschichten, Schönheit und Kunst; Spießbürger sind motiviert von einem ausgeprägten Sicherheitsbedürfnis, Ethikerinnen widmen ihr Leben einer guten Sache, und die meisten von uns orientieren sich sowieso hauptsächlich an dem, was andere tun, was sich gehört, was man halt so macht und erwartet.

Während Kierkegaard die sonntagschristliche Version dieses Konformismus, die er in Kopenhagen beobachtet, ganz besonders verachtet, hält er auch fast alle alternativen Einstellungen und Lebensbewältigungsstrategien für



„Rationalität kann uns helfen, die besten Mittel für unsere Ziele zu finden, aber nur bei armseligen Spießbürgern wird sie selbst zum übergeordneten Lebensprinzip“



wenig erfolgversprechend. Keine seiner Mitbürgerinnen scheint ihm glücklich, kein Mitbürger mit sich selbst im Reinen, ganz egal, ob sie nun Frömmigkeit zur Schau stellen, Spaß oder Ruhm jagen, sich in Affären, Dramen oder Gutmenschentum stürzen.

Den Grund für diese weitverbreitete Verzweiflung, wie Kierkegaard sie in „Krankheit zum Tode“ diagnostiziert, liegt letztlich darin, dass wir Menschen existenziell widersprüchlich sind. „Welche Chimäre ist denn der Mensch“, schrieb schon Blaise Pascal im 17. Jahrhundert mit einer gewissen Verzweiflung, „welches Chaos, welcher Gegenstand des Widerspruchs, welch unbegreifliches Monstrum!“ Wir sind Körper und Geist, Leidenschaft und Vernunft, fähig zum Niedrigsten und Höchsten. In unserem Denken, in Bezug auf Rationalität und Ethik beanspruchen wir Universalität und Objektivität – aber unser Selbstbild ist immer bedroht. Wir können jederzeit unseren Trieben verfallen. Oder auch sterben.

Kierkegaard macht aus dieser Einsicht Pascals ein systematisches Modell der menschlichen Existenz, mit dem er erstens die von ihm beobachteten Arten der Lebensführung einordnet und erklärt und zweitens verständlich macht, warum diese Lebensentwürfe keine echten Lösungen bieten: Weil die Menschen trotzdem verzweifelt bleiben. Der Mensch, so Kierkegaard an einer wichtigen, aber überaus kryptischen Textstelle, ist ein Selbst und damit „ein Verhältnis, das sich zu sich selbst verhält“, „eine Synthese aus Unendlichkeit und Endlichkeit, aus dem Zeitlichen und dem Ewigen, aus Freiheit und Notwendigkeit“. Diese „Synthese“ ist nicht einfach eine Kombination zweier Dinge, die auch unabhängig voneinander existieren könnten. Unser Selbst ist weder eine einfache Addition von Körper und Seele, noch allein der Körper, noch

allein die Seele. Die Widersprüchlichkeit, welche die Synthese prägt, kann niemals aufgelöst werden, indem wir uns auf die eine der beiden Seiten des Widerspruchs flüchten oder indem wir Pole dieser Synthese verdrängen oder leugnen.

Genau das tun wir aber, und genau so gewinnt Kierkegaard sein elegantes Erklärungs- und Kritikmodell unserer modernen Lebenseinstellungen, die alle verzweifelt bleiben, weil sie nicht berücksichtigen, dass wir unsere existenzielle Widersprüchlichkeit nicht auflösen können, indem wir Aspekte von uns leugnen. Die Flucht in Ablenkungen, das Leben in Möglichkeiten und Fantasien, Motivation aus ständiger Zukunftssorge, fatalistische Resignation, Lebenssinn aus Ethik – Kierkegaard diagnostiziert all dies als Formen der Verzweiflung an unserer eigenen Widersprüchlichkeit, manchmal bewusst und reflektiert (in „existenziellen Krisen“), manchmal unbewusst und, so Kierkegaard, umso bemitleidenswerter und verachtungswürdiger.

SEI EIN RITTER, LEBE LEIDENSCHAFTLICH!

Allerdings gibt es sogar für uns „Chimären“ und „Monster“ einen Ausweg aus solch existenzieller Verzweiflung. Wir müssen, so Johannes de Silentio, der fiktive Autor von „Furcht und Zittern“, Risiken eingehen, unvernünftig sein, alles auf eine Karte setzen und uns selbst leidenschaftlich und bedingungslos auf eine Person oder Sache festlegen. De Silentio illustriert dieses Motiv mit romantischer Liebe: Wer darauf beharrt, dass es töricht und unvernünftig sei, in hoffnungsloser Verliebtheit zu einer unerreichbaren Person aufzugehen, ist ein „Knecht des Elends“ und ein „Frosch im Sumpf des Lebens“, weil er nicht versteht, dass nie gelebt hat, wer sich nicht auf diese

Foto: Valentin Kuenzle



DOMINIQUE KUENZLE

Der Privatdozent am Philosophischen Seminar der Universität Zürich forscht vor allem zu Erkenntnistheorie, feministischer Philosophie und Existenzialismus. In diesem Sommer erschien seine Studie „Refurbishing Epistemology: A Meta-Epistemological Framework“ bei de Gruyter

Weise hingegeben hat, wer niemals die Vernunft hinter sich gelassen hat. Rationalität kann uns helfen, die besten Mittel für unsere Ziele zu finden, aber nur bei armseligen Spießbürgern wird sie selbst zum übergeordneten Lebensprinzip.

Wer den Sprung aus dem Bereich der universalen Rationalität und Ethik wagt, wer eine bedingungslose, leidenschaftliche Hingabe eingeht – sei es nun zu einer geliebten Person, zu einer Kunstform, zu Gott –, gilt für Kierkegaard als „Ritter“. Nur solche Ritter haben überhaupt ein „Selbst“ und einen „Geist“; wer sich nie bedingungslos und riskant an etwas bindet, führt ein bemitleidenswertes und (bewusst oder unbewusst) verzweifertes Leben. Ritter hingegen lassen es zu, dass das Objekt ihrer Hingabe und auch sie selbst transformiert werden. Etwas vereinfacht gesagt ist Dante der Ritter der von ihm besungenen Beatrice, Roger Federer ein Ritter des Tennis, der alttestamentarische Abraham ein Ritter des Glaubens. Zudem verändern solche Festlegungen die Welt, indem sie neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen, die Sicht auf Dinge verändern, neue Arten von Sinn konstituieren. Und sie verändern nicht nur die Gegenwart und die Zukunft, die zu einem neuen Raum für sinnvolles Handeln werden, sondern auch die Vergangenheit: Indem diese Art von Hingabe das Zufällige notwendig und das Zeitliche ewig macht, schreibt sie die Geschichte des Ritters um: Seine Biografie führt nun zielstrebig und unvermeidlich zum Akt der Festlegung.

Selbstverständlich unterscheidet Johannes de Silentio in „Furcht und Zittern“ zwei Arten von Rittern, den „Ritter der unendlichen Resignation“ und den „Ritter des Glaubens“, und selbstverständlich bleibt der größte Respekt reserviert für letzteren, exemplifiziert durch Abrahams aus heutiger Sicht einigermaßen kontroverse Bereitschaft, seinen einzigen Sohn Isaak zu opfern, weil er Gottes Stimme gehört habe. Dennoch überzeugen Interpretationen wie diejenigen des kürzlich verstorbenen US-Philosophen Hubert Dreyfus, die diese Art von Hingabe aus ihrem jüdisch-christlichen Kontext verallgemeinern und zu einem nicht nur religiös verständlichen, sondern strukturellen Ausweg aus unserer widersprüchlichen existenziellen Situation machen.

Aus dieser Rekonstruktion folgt natürlich nicht die Bestätigung der „Sopranos“-These, Sartre sei ein ver-

dammt Hochstapler. Dennoch kriegt Anthony Jr. beim Baseball einen guten Tipp: Kierkegaard ist unverkennbar der Gründer der existenzialistischen Tradition. Sartres Formulierung, dass „beim Menschen, und nur beim Menschen die Existenz der Essenz vorausgeht“, übernimmt (via Heidegger) Kierkegaards Einsicht, dass wir die Welt mit der Herausforderung betreten, existenzieller Verzweiflung zu entgehen, indem wir durch unser Handeln und Denken ein Selbst entwickeln. Weder abstraktes Theoretisieren noch die universalen Normen der Rationalität und Ethik nehmen uns diese Aufgabe ab, sondern bieten im Gegenteil verlockende Optionen, wie wir uns vor dieser angsteinflößenden Freiheit drücken können. •